

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 34

Artikel: Nächtlicher Angriff
Autor: Liliencron, Detlev
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dann sahen sie alle. Und sie standen in ehrfürchtiger Haltung, den finsternen Herzog an der Spitze, und selbst er hatte den Helm vom schwarzen Haar genommen.

„Wer ist jetzt Herr in diesem Lande?“ fragte sie.

Herzog Andolf trat vor und sagte: „Ich bin des Reiches Verweser, Herrin, bis Dein Sohn mündig geworden.“

Sie wendete sich zum Gehen. „Ich erwarte Euch in meinen Gemächern, Herzog“, sagte sie.

VII.

Die Ereignisse nahmen ihren Fortgang. Trewula hatte abermals den Besuch des Herzogs empfangen und abermals war er in sie gedrungen, den Thron zu besteigen. Aber sie blieb fest. Und sie verweigerte ihnen auch den Knaben.

„So lange mein Wille der seine ist, soll er nicht auf dem Herrscherstuhl sitzen, von dem sein Vater gestoßen wurde.“

Dann beehrte sie für sich und den Knaben die Burg Waldfried zum Wohnsitz, von welcher sie zuerst ausgegangen. Es wurde ihr gewährt.

Sie fragte nach dem König. Aber sie erhielt keine Antwort.

„Ich werde ihn suchen“, sagte sie.

Da richtete sich Herzog Andolf starr auf.

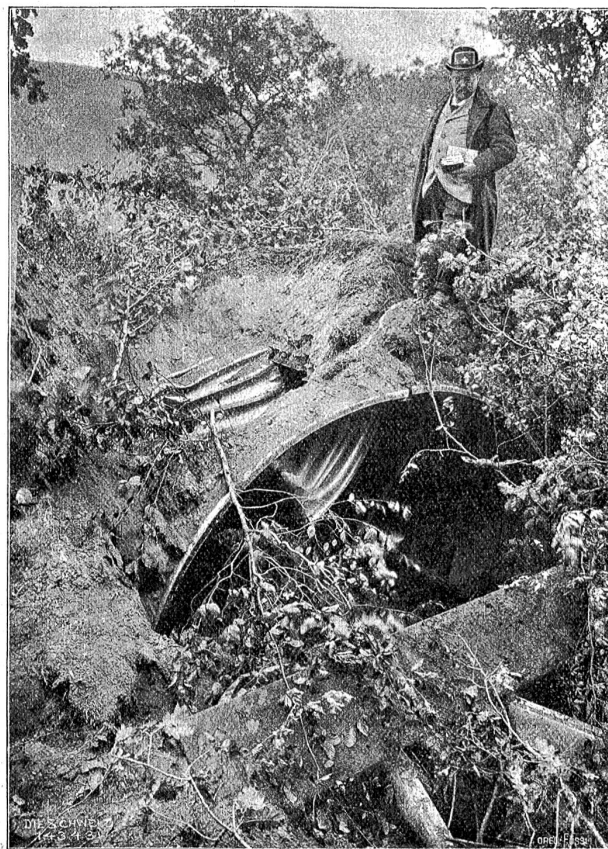
„Der König, Dein Gemahl, Herrin“, sagte er, „ist vogelfrei im Lande. Wer ihn tötet, ist straflos! Wer ihn schützt, verfällt dem Schwerte. Hüte Dich, hohe Frau.“

Trewulas Antlitz war still wie ein See im heißen Mittag. „Ich will Euch nicht belügen“, erwiderte sie. „Wo König Richmut geht, werde auch ich gehen. Der Tod wohl scheidet mich von ihm, nicht aber die Furcht vor dem Tode!“ Das war das letzte Wort, das sie in der Königsburg sprach.

Wenige Minuten nachher ritt sie mit ihren Mägden und ein paar treuen Knechten ins Land hinaus, der Burg im Walde zu! Der Knabe Edel reiste an ihrer Seite. Und unter den Frauen war die blonde Gertrudis. Sie ritten tagelang und kamen an die Burg eines Abends, als über dem dichten, dunkelgrünen Walde das sanfte Gold der müden Sonne lag. Kein Vogel sang mehr. Es lag nur leiser Glanz auf allen Bäumen und auf dem schmalen Pfade, den hinan sie zogen, die Königin voran. Jetzt leuchteten die Türme und Zinnen der Burg über ihnen und die Fenster, die gegen Abend sahen, trugen in den Scheiben das sanfte, süße Gold. Auch auf Trewulas weißer Stirn lag ein Strahl.

Der Knabe jauchzte, als er die Burg sah, Trewula schaute vor sich hin und ihre Gedanken waren weit fort.

Des Türmers Horn grüßte sie. Ueber die Zugbrücke nieder kam Gerda, die Amme, ihnen entgegen. Sie war,



Schweizerische Militärbilder: Wirkung einer 12 cm-Granate auf geschützte Infanterie-Unterstände.

wie sie immer gewesen, ein hohes und schwerknöchiges Weib, das Haar nicht weißer, als ob die Jahre ihr nichts anhätten.

„Hast Du von König Richmut gehört?“ fragte Trewula, noch ehe sie den Fuß aus dem Steigbügel löste. Diese Frage hatte sie unterwegs wohl hundertmal getan, wenn sie zu Bauernhöfen kam oder Wanderer traf. Es schien, als ob in ihren Gedanken nichts anderes Raum hätte.

Gerda schüttelte das Haupt. „Ich weiß nicht.“

Aber als Trewula vom Pferde stieg und sie neben ihr in den Burghof schritt, sagte sie: „Herrin, Deine Mutter fehlte zu Deinem Willkommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nächtlicher Angriff.

Don Detlev von Liliencron.

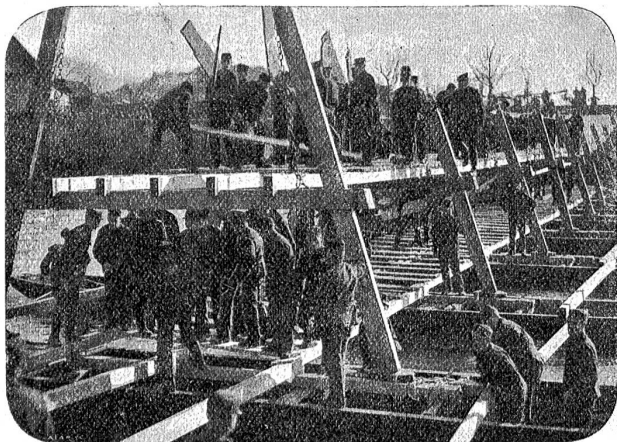
Viele Wochen schon hingen wir dem Feinde am Wimperhaar: wir hatten in einem Teile des großen Ringes des Belagerungsheeres die Vorposten gegeben. Jeden dritten Tag und jede dritte Nacht standen wir auf Feldwache, in den dazwischenliegenden Nächten bezogen wir Marmquartiere, oder lagen, Gewehr in Arm, in Gräben und hinter Mauern und Häusern.

Wie froh überraschte uns die Nachricht, daß wir, um einige Tage zu ruhen, auf kurze Zeit abgelöst werden sollten!

Noch am selben Vormittag wurden wir zurückgenommen. Wir marschierten über den Fluß an dasjenige Ufer. Auch andere Truppenteile wurden verschoben. Es war eine große Bewegung, die auch am folgenden Morgen noch nicht beendet schien.

Das Dorf Grand Mesnil ward uns als Capua angewiesen. Aber es war so überfüllt, daß wir Offiziere uns gleich für die erste Nacht Erdhütten in den Gärten bauen ließen. Die Nächte, es war im Anfange des

Oktobers, waren nicht kalt, und seit einigen Tagen, nach Monaten, hatten wir herrliches Sommerwetter. So ließ es sich leben im Freien. Am folgenden Mittag, wieder schwamm alles in Sonnenlicht, hatte einer unserer Kom-



Schweizerische Militärbilder: Konstruktion einer Etagen-Schiffbrücke über den Hagneckkanal.

pagnieoffiziere eine Ueberraschung für uns. Als wir uns um eine große leere Rosinenkiste zu Tisch setzten, erschien er mit einer Schüssel dampfenden Reifes mit Curry und Parmesankäse. Den Parmesankäse hatte ihm, in Briefumschlägen, aufeinanderfolgend, seine Frau gesandt. Ja, das war wirklich eine Ueberraschung. Freilich, freilich, das Rindfleisch, das daneben stand . . . Aber das ist unwichtig für heute, haben wir doch den Genuß, Reis mit Curry und Parmesankäse essen zu können. Die vor uns stehenden Becher und Gläser sind gefüllt mit jenem vorzüglichen roten französischen Landwein, der Tausende von unseren Leuten in Frankreich gesund erhalten hat.

„Also, meine Herren,“ erhob sich unser Hauptmann, „es lebe der Spender! Und nun nicht mehr gefadelt.“

Schon war die Verteilung der verlockenden Speise auf den Tellen erfolgt, schon wollten wir die Gabeln ihre Stech-, Hebe- und Holübungen beginnen lassen, als sich plötzlich, die nächsten Häuser hatten ihn uns verborgen, an unserer Schüssel der Divisionsgeneral und einer seiner Generalstabsoffiziere, wie aus der Erde gewachsen, zeigten.

Wir sprangen von den Sitzen und legten die Hand an die Mütze. Der Hauptmann meldete.

„Was, wie,“ rief der General drollig, „Reis mit Curry. Das ist ja etwas Köstliches. Meine Herren, meinem Adjutanten und mir nur eine Gabel, dann wollen wir wie die Schatten wieder von dannen reiten.“

Das Gericht stand in solcher Menge vor uns, daß wir die Herren baten, unter allen Umständen unsere Gäste bleiben zu wollen. Gleich darauf saßen sie zwischen uns.

Der General erzählte, daß er während eines zweijährigen Kommandos in Indien erst erfahren habe, was aus Reis zu machen sei. Wir in Deutschland hätten auch nicht eine Ahnung von der Zubereitung dieses Kornes.

Unser Divisionsgeneral blieb auch nach dem Essen bei uns. Er sah in die Berge, in die Ferne, und es klang eigen tümlich, gerade von ihm die Worte zu hören:

„Und nun schauen Sie hinauf, meine Herren, in all den Frieden. Die Sonne kocht alles zur letzten Reife; und wenn wir eine lebhaftere Vorstellung hätten, könnten wir von jenen glänzenden Höhen einen Bacchantenzug in seiner ganzen friedlichen Wildheit auf uns herabtanzen und tänzeln sehen.“

Wir alle, mit ernstern Gesichtern, ohne ein Wort zu sprechen, richteten in die erhellten Felspaltten, auf die von

den blendenden Bergen in die Täler führenden staubweißen Landstraßen unsere Augen. Daß unsere Mannschaften unter großem Hallo und Gelächter in allen Gärten und Höfen, an allen Ecken und Heden gründliche Waschungen ihrer Körper und ihrer Sachen vornahmen, erhöhte nur den Frieden. Der General, noch immer in die Weite starrend, gab mir sein Profil. Sein kleiner Kopf schien der eines Vogels zu sein. Ueber recht häßlichen breiten Lippen hing, ganz nach Chinesenart, ein langer, dünner, weißblonder Schnurrbart. Von einem Kinn konnte kaum die Rede sein. Die Nase war groß, knorpelig, unschön. Ueber herrlichen, klugen, hellblauen, blitzenden Falkenaugen wölbte sich eine ungeheure Stirn. So unregelmäßig sein Haupt, so unregelmäßig schien der ganze Mann gebaut zu sein. Zu dem kleinen, schwachen, schwanken, schlanken Körper stimmten die zierlichsten Füße, aber nicht die außergewöhnlich großen, breiten, plumpen Hände. Es waren wahre Bäckerfäuste. Wunderbar.

Der General galt als einer der tüchtigsten des Heeres. Mit dem weichen Gemüt eines zwölfjährigen Mädchens verband er eine Fähigkeit im Aufhalten und Aushalten, verband er ein unwiderstehliches Vorwärts! das ihm die Herzen aller zuwandte. Für seine Leute sorgte er unermüdetlich.

Sonst, glaub' ich, in Friedenszeiten war er ein einsamer Mensch. Als Shakespeareremmer hatte er einen Namen. Im übrigen ging er still seinen Weg. Er war eine außergewöhnliche Erscheinung.

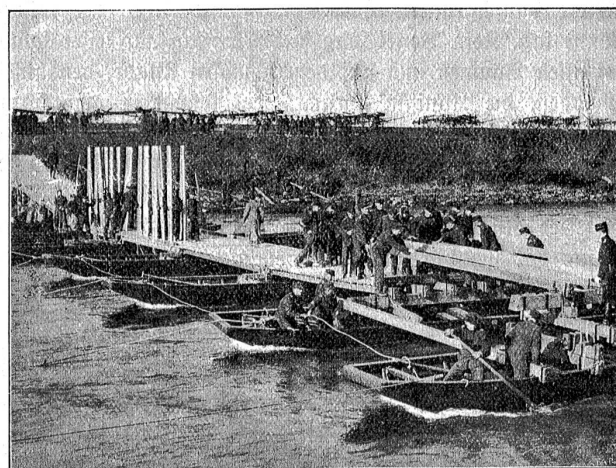
Noch immer genossen wir, ohne zu sprechen, den köstlichen Friedenshauch.

Da . . . wir springen alle zugleich aus . . . das lebhafteste Gewehrfeuer . . . in einer guten Stunde etwa vor uns, nach Westen . . . Das Feuer nimmt von Sekunde zu Sekunde zu. Es hört sich ganz genau so an, als wenn sich in der Ferne auf einem Riesenschiff ein Segel losgerissen hat und nun wie toll im Sturme flattert und rollt.

Wir lösen unsere Krimstecher auf den Futteralen und beginnen eifrig nach Westen zu gucken. Kein Rauch, kein Dampf, nichts zeigte sich.

Der Divisionsgeneral wendet sich ernst zu uns:

„Meine Vermutungen werden sich bestätigen, meine Herren. Es ist ein überraschender Angriff der Franzosen auf das Dorf Marek. Sie kennen den Ort von Ihren Karten her. Ich war gestern persönlich dort, um soviel



Schweizerische Militärbilder: Bei der Errichtung einer Etagen-Schiffbrücke.

wie möglich mit eigenen Augen zu sehen. Vor dem lang von Norden nach Süden gestreckten Nest liegt der ‚versenkte Teufel‘. Wahrscheinlich früher römische Wasserleitung, ist es seit Jahrhunderten zu einem unterirdischen

Platz ausgewählt, wo Tausende sich heimlich versammeln können. „Der versenkte Teufel“ sieht aus wie ein einziger, riesiger, ganz platter Grabstein.

Von hier aus wird der Angriff auf Marek mit erdrückender Macht geschehen sein. Der Feind hat die dortige Truppenverschiebung und die hiermit selbstverständlich verbundene kleine Unordnung benutzt. Nimmt er Marek, so wird unsere Division als die nächste frische, es noch heute abend anzugreifen und wieder zu nehmen haben. Ich selbst würde, ohne zu zaudern, den Befehl geben.“

Das Gewehrgeknatter dauerte in gleicher Stärke fort, nur hörten wir nördlich und südlich von Marek hinzutretendes. Auch einzelne Granatschüsse klangen schon dazwischen.

Wir umstanden im Halbkreis den General, der finster und tiefernst, auf seinen Reitersäbel gestützt, nach vorn schaute.

Nun wandte er sich noch einmal zu uns:

„Das Nachtgefecht ist das schlimmste aller Gefechte. Wenn irgend, ist es zu vermeiden. Wenn nicht: nun, dann allwege vorwärts! bei Tage und bei Nacht... Die Division wird in einer Stunde bei Grand Mesnil versammelt sein, und dann gilt nur das alte Kameradenwort: Auf den Kanonenschuß los!“

Plötzlich erschienen unser Brigadegeneral und sein Adjutant.

Der Divisionsgeneral konnte nun gleich, wenigstens dem einen seiner Untergenerale, persönlich seine Befehle geben.

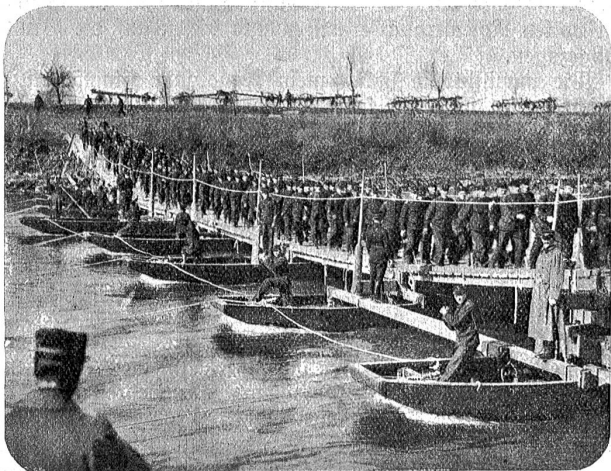
Eilig stürzte ein Sergeant von der Telegraphenabteilung heran, blieb vor dem Divisionär stehen und meldete: „Seine Königliche Hoheit wünscht mit Eurer Exzellenz durch den Draht zu sprechen.“

Sofort entfernte sich, uns die Hand zum Abschied reichend, der General.

Meine Uhr zeigte dreizehn Minuten nach fünf. Die Sonne war im Begriff ins Meer zu zischen. Sie ging unter wie eine große vollgesogene Blutblase.

Der muntere Lärm bei unseren Leuten war längst verstummt. Alle wußten, ohne daß der Befehl schon gegeben war, daß sie in kurzer Zeit anzutreten hätten, um auf das Mordfeuer loszumarschieren. So war es nur noch ein stummes, hastiges Gewimmel.

Und zehn Minuten nach sechs Uhr stand unsere Division in Rendezvous-Stellung bei Grand Mesnil.

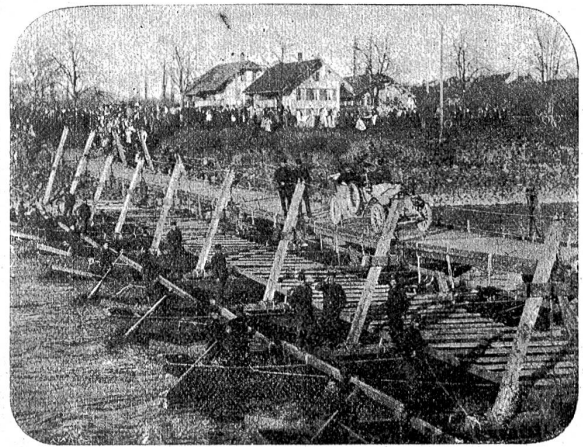


Schweizerische Militärbilder: Pioniertruppen passieren die noch unvollendete Etagenbrücke.

Das Feuer vor uns war eingeschlafen.

Die Nacht war völlig hereingebrochen. Ein winterfunkelnder Sternenhimmel glitzerte auf uns herab. Wir hatten Neumond und dieser ging erst am anderen Morgen

um fünf Uhr siebenunddreißig Minuten auf. Wir hatten also auf ihn als Lichtgeber nicht zu rechnen. Wir werden nur die Sterne als Zuschauer haben.



Schweizerische Militärbilder: Ein besetztes Automobil fährt über die Brücke, um die Tragfähigkeit zu prüfen.

Zuerst zogen wir, Regiment nach Regiment, wie mitten im Frieden, auf der Landstraße nach Westen.

Jedem der ganzen Division war eingeschärft: kein Wort zu sprechen, keinen Schuß zu tun, ehe wir den Feind, Mann gegen Mann, erreicht hätten.

Nach halbständigem Marsche: Halt.

Wir entwickelten uns südlich von der Landstraße in Kompagniekolonnen nebeneinander mit dreißig Schritt Zwischenraum; nördlich von der Straße stand das Schwesterregiment.

Die zweite Brigade folgte als Reserve. Hinter dieser schoben sich zwei neue Divisionen heran. Es galt den Erstigungstod für Marek.

Unser Auge hatte sich an die sternenhelle Nacht gewöhnt. Die Auseinanderfaltung zu Kompagniekolonnen ging ausgezeichnet, wie auf dem Exerzierplatz. Die Kommandos durften nur schwach gegeben werden. Eine Stunde hatten wir gebraucht. Nun war alles fertig, und wir traten den Todesgang an.

An ein „Gerichtstisch“ der langen Linie war natürlich nicht zu denken, zumal kein Kommando von nun an gegeben werden durfte. Dennoch schwankte sich alles immer wieder nebeneinander zurecht; wir wurden nicht auseinandergerissen.

Die Hauptleute gingen ihren Kompagnien voran; wir Leutnants gingen an den Flügeln unserer Züge. Wir marschierten mit „Gewehr über“.

Wie lange noch? Wann werden wir unser Ziel erreicht haben? Ich werde diesen unsern Schattenmarsch niemals vergessen können. Kein Wort, kein Kommando, nur immer geradeaus!

Da sahen wir plötzlich glimmende Dächer.

Also angekommen! Kaum zehn Minuten noch! Erreichen wir Marek unbemerkt?

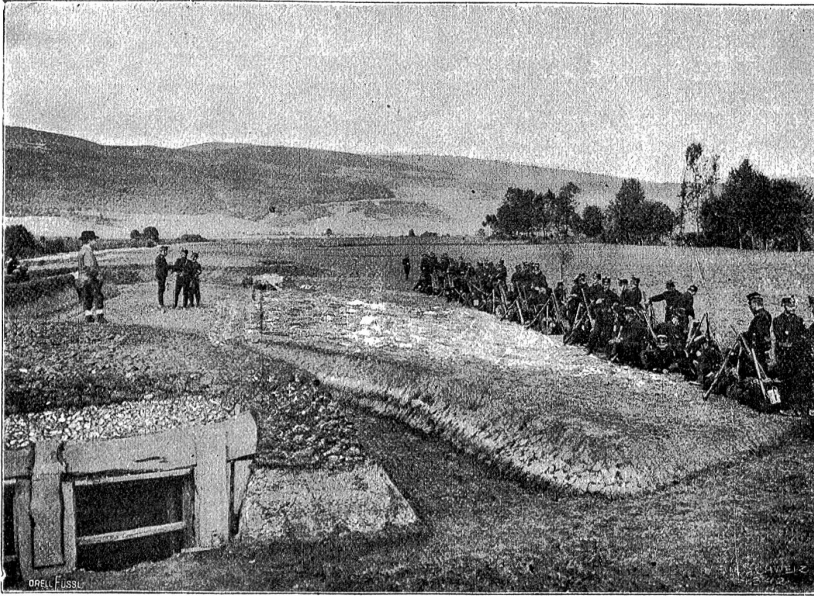
Schon sind wir wieder sieben bis acht Minuten vorwärts gegangen, da sehen wir die schwarzen Umrisse der Bäume und Gebäude. Es ist beim Feinde totenstill — Sollte er...

Plötzlich wiehert im Dorf ein Pferd durch alle Register durch. Dann, gleich darauf, ein einziger, hochtöniger, unendlich langgezogener Hornstoß, und... alle Sterne fallen auf uns nieder; Flammen, Raketen, Blitze, die Sonnen des Weltalls spritzen uns an. In einer Minute wälzen sich Hunderte von uns auf der Erde.

Nun oder niemals!

Die Offiziere schreien durch den Höllelärm: „Zur Attade Gewehr rechts! Fällt das Gewehr! Marsch,

Ich muß einmal in die Höhe schauen, den Stern suchen, der genau über uns steht. Hab' ich ihn? Ist es jener mattglänzende, der jede Sekunde vor Müdigkeit die Augen schließen will? Und es dampft, es brodelte, es schreit, es wimmert, es betet, es stöhnt zu ihm hinauf. Wie gleichgültig ihm das ist.



Schweizerische Militärbilder: Sappeurkompanie in Bereitschaft, die Schanzen zu besetzen.

Marsch! Hurra! . . .“ und wir stürmen vorwärts mit schlagenden Trommeln und wütenden Hörnern, immer nur vorwärts! Wir sind am Dorftrand, in den Gärten. Vorwärts, vorwärts!

Auch hier ist uns Halt geboten. Ein furchtbares Ringen beginnt; Mann gegen Mann. Wir schlagen uns mit der Kaiserlichen Garde.

Nur nicht wieder zurückgeworfen! Das ist der einzige Gedanke, der jeden von uns befeht, die wir in diesem Augenblick wie die Panther brüllen und beißen und kratzen.

Schon brennt es wieder hie und da. Die Flammen geben uns Licht.

Da tröstet an unser Ohr das Vorwärts der Hörner. Wir hören die beiden ewig gleichen, das Blut siedend machenden Töne Plum—bum der Trommel. Tausend Hörner, tausend Trommeln. Es sind die Reservisten, die den Dorftrand erreichen.

Marek kann uns nicht mehr verloren gehen.
Die Uhr zeigt auf Mitternacht.

* * *

Wie ich die Nacht durchlebte, was ich durchlebte, weiß ich nicht mehr. Nur wenig steht klar vor mir.

Alles ist durcheinander. Mannschaften fremder Regimenter, wo sie führerlos geworden sind, gruppieren sich um den nächsten Offizier oder Unteroffizier. Trupps von dreißig, vierzig Leuten werden zuweilen von einem Gefreiten befehligt. Dort stürmt ein Stabsoffizier mit hochgeschwungenem Degen, mit fliegender Schärpenquaste. Kaum zwei Mann folgen; im nächsten Augenblick haben sich ihm schon fünfzig, sechzig angeschlossen. Da trifft den Tapferen die Kugel ins Herz.

Und immer weitere Hilfstruppen drängen nach.

Schon nähern sich die beiden frischen Divisionen.

Der Feind, die Kaiserliche Garde, wehrt sich wie der Löwe. Haus für Haus, Türe für Türe, Fenster für Fenster muß erobert werden.

Um ein Uhr morgens ist Marek unser. Was noch von französischen Soldaten im Dorfe ist, wird gefangen. Der Rest hat sich in den „Verfluchten Teufel“ zurückgezogen.

An irgend welche Ordnung ist vor Tagesanbruch nicht zu denken. Aber es tritt allmählich Ruhe ein. Das Schießen hört auf. Nur ab und zu knattert's noch; irgend ein überraschter Trupp wehrt sich. Aber immer schnell ist das Feuern wieder zu Ende.

Gegen Morgen will ich an einem brennenden Hause vorbei, um an den westlichen Rand des Dorfes zu gelangen. Als ich in den Garten trete, sehe ich eine Gruppe wie aus einem Wachsfigurenzimmer: sechs, sieben französische Infanteristen, die an dem noch flackernden Feuer geruht hatten, sind hier von den Unsrigen überrascht. Da sie zu ihren Gewehren gegriffen haben werden, statt sich zu ergeben, so sind sie sofort niedergeschossen. Nun liegen und sitzen sie in der Lage um die qualmenden Holz-scheite, in der die tödliche Kugel sie traf.

Neben ihnen, als wenn er den Durchbruch durch die Hecke habe erzwingen wollen, sein Gesicht ist mir zugewandt, ist, das Haupt ein wenig nach hinten gesunken, ein alter Sergeant-Major der Garde-Zuaven zusammengebrochen. Sein silberweißer Bart hängt ihm bis zum Gürtel. Die Ehrenzeichen aus der Krim, von Solferino und Magenta, aus China und Mexiko schmücken die goldverfärbte dunkelblaue Jacke. Dieser Alte umfaßt mit dem rechten Arm einen blutigen Offizier, der seine Hände dem Sergeant-Major um den Hals gelegt hat. Sein bleiches Antlitz ist umflossen von dem langen Barte des Garde-Zuaven. Die Linke des alten Gardisten hat sich mit gekrümmtesten Fingern in die Dornen gekrampft.

Neben diesen, den Kopf lächelnd an eine Mauer gelegt, schläft den Todesschlaf ein noch sehr junger Unteroffizier meines Regiments. Noch hat der Vampir Tod die frischen, roten Wangen nicht ausgefressen. Es ist ein Gesicht „wie Milch und Blut“. Seine linke Hand hat im Sturz einen vollen Rosenstrauch ergriffen und diesen auf die Brust herabgezogen.

Wie unwillkürlich schlug mein Auge zum Himmel auf. Da stand die unendlich feine blaugelbe Sichel des ersten zunehmenden Mondes.

Nun wollte ich weiter, als sich eine schwere Hand auf meine Schulter legte. Es war die Hand meines Divisionsgenerals:

„Ich sah, wie Sie eben nach oben schauten. Es war Ihr stiller Wunsch: wäre diese grauenhafte Nacht vorbei. Ich spreche ihn mit Ihnen aus. Aber Aushalten, Aushalten. Um ein Uhr diese Nacht telegraphierte ich Seiner Königlichen Hoheit, daß Marek unser sei. Wir müssen nun unsere letzte Anstrengung daran setzen, einen etwaigen Angriff vom „Verfluchten Teufel“ her abzuwehren in den Frühstunden. Aber sie kommen nicht. Trotzdem Vorsicht. Sowie der Morgen graut, wird das erste sein, die Verwundeten wegzubringen. Es stehen schon dreihundert Krankenwagen hinter Marek, die ich herantelegraphiert habe. Ebenso eilen uns von allen Seiten Verzte zu. In Grand Mesnil wird der große Verbandplatz sein.

Dann aber müssen sich die Regimenter und Brigaden sammeln. Es ist noch alles durcheinander. Möge, mein lieber junger Kamerad, dieser nächtliche Angriff der erste und letzte sein, den Sie mitgemacht haben. Ordnen Sie

ihn niemals an, wenn nicht, wie in diesem Falle, es die Pflicht streng gebietet.“

Ich stehe bald vorn am westlichen Rande. Mann an Mann: drängt sich dicht bei dicht mit fertiggemachten Gewehren. Eine herangeholte Batterie hatte ihre Geschütze, mit Kartätschen geladen, einzeln hingestellt, wo der beste Platz zu sein scheint.

Es dämmt, ein äußerst kühler Ostwind umweht uns fünf Minuten eifig. Die Morgenröte. Die Sonne. Und die Sonne, die Sonne bescheint ein gräßlich Bild . . .

Krankenwagen auf Krankenwagen mit den leichtesten C-Federn fährt in Marek ein. Wie in den Badofen werden

die Verwundeten hineingeschoben. Jeder Wagen kann zwei beherbergen. Die möglichste Schonung wird angewandt. Die Ärzte sind, mit aufgekrempten Ärmeln oder gar rodbar, an der Arbeit. Wenn irgend zugänglich, wird das weitere für den Verbandplatz verspart.

Nun sammeln sich die Truppenteile.

Am Nachmittag um vier Uhr steht meine Division eine Stunde hinter Grand Mesnil. Eine Woche Ruhe ist uns versprochen.

Den nächsten Morgen belobt ein Tagesbefehl unsere Division. Der Divisionsgeneral selbst reitet von Bataillon zu Bataillon, um einige kurze, warme, zündende Dankesworte zu sagen.

Aus dem Büchlein: „Zehn ausgewählte Novellen von Detlev von Liliencron“, herausgegeben von Ludw. Schröder, Verlag Hesse & Becker, Leipzig, abgedruckt. Detlev von Liliencron hat sich durch seine Kriegsnovellen „Adjutantenritte“, ganz besonders aber durch seine Gedichtbände literarischen Ruhm erworben. Er war ein begeisterter Soldat. Seine „Adjutantenritte“ gehören zum Besten der Soldaten- und Kriegsliteratur. Die vorliegende Auswahlammlung enthält zehn der packendsten und flottessten seiner Prosawerke. Das Büchlein sei unsern Lesern warm empfohlen.

Kommt er wieder?

Matt, durch leichte Nebelschwaden
Bricht des Mondes Licht sich Bahn,
Zeigt durch schwachumgrenzte Schatten
Uns sein Erdensuchen an.
Eine Frau mit müden Augen
In dem bleichen Gramgesicht
Sitzt am Fenster, sucht das Grauen,
Sieht die Nacht, den Schimmer nicht.
Bange Angst bedrückt die Seele,
Sucht zu Hoffnung sich gesellt:
Kommt er wieder? — der sich heute
Für den blut'gen Krieg gestellt!

Da! Bedachtsam durch das Fenster
Zeigt der Mond auf ihre Hand,
Auf das Bild von ihrem Gatten,
Schatten malend um den Rand.
Dumpf erstickt ein schwerer Seufzer —
Sitzt sein Bildnis sie umschließt,
Während eine letzte Träne
Brennend heiß ins Auge schießt.
Wie es pocht in ihren Schläfen!
Wie es wundet seelentief!
Kommt er wieder? — den der Feldherr
Heute zu der Sahn' rief!

Und der Mond flieht seinen Spötter,
Flieht des Tages Angesicht,
Nur die Frau mit müden Augen
Sieht den Tag, die Sonne nicht!
Des Gesimses harte Steine
Halten ihren Kopf und Arm,
In des Schlafes stille Tiefen
Sinken Surcht und Herzensgram. —
Schnitter Tod geht seine Wege,
Doch das Leben schreitet mit.
Kommt er wieder? Nimmt des Leben
Oder nimmt der Tod ihn mit?

Adolf Bueß.

My Großätti, dr Schlattchrifte.

Es Bärndütschgschichtli von Hermann Hellen.

Wenn i mr my Großätti, dr Schlattchrifte, vorstelle, so wi me mr ne öppe gschilderet het — i bi, wo-n-er gstorbe-n-isch, chuum zwöijährig gsi — so tüedts mi de geng, er müeß eso rächt eigetlich e Buur si gsi, dä no breitbeinig u schwär ufem altererbte Heimatbode gstande-n-isch u däm der rüüchst Schneewätterluft nid emal ds Hüesle het aheide chönne, e Gestalt, hets mi tüedht, wi d'Verkörperig vo dr alte Zyt im guete Sinn, u-n-i ha bis ufe hüttige Tag, u je meh die Junge vom Pure nüt meh wüsse wei u di Gstudierte dr Industrie ds Wort rede, e gränzelosi Hochachtig vo mim Großvatter gha; er isch mr als e ganze Ma vordcho, wi sich mänge es Bispil an-im näh chönnti. Bsungers fettig, wo sich weis wunger wie fürnäm vordchöme, we si es halbdöke Wächsel im Umlauf hei, oder wie eis Chnächtli, wo gseit heig: Demu är figi nid meh so e Schlabi u mach sich am-ene Sunndig d'Finger anere Handorgele gstabelig, die heigi me amene Wärchtig scho z'viel z'brauche. Müsig chönnti me gäbiger ha. Er heig sedt jezt es Gramophon g'kauft. Dä Apparat sig zwar e chli tüerer als e Handorgele, bsungers we me de öppis rächts wöll, u zahle heig er ne o no nid chönne. Das mach si de scho. U de chönnti me de amen angere Ort spare. Zum Bispil a de Hemmlene. Da gab es ja jeße so schöngsterkti Hemmlibrustfisch. Da chaufft me es Halbdöke für de glich Pris vo-m-ene einzige flächsigge Hemmli. Ob me ufem Lüeb es bluemets oder wieses, es subers oder drädig's Hemmli treit, das gseht niemer. Di flottgsterkti Brust u di schwarzsidigi Gravatte puße-n-eim ufe. „Bin i nid e gwixte Köbi?“ heig er de albe finer Mitchnächte gfragt.

U si heige sich richtig la belehre. Numme daß jede uf si Gattig dr Schlaue het wölle si. Eine het vo sine Sparbake es Velo g'kauft, en angere e ganz g'macht Bähleidig i dr Stadt u dr dritt isch uf d'Aprisig vo-m-ene Buechhand-ligsreisende ischegheit u het sich all acht Tag uf e Sunntig la-n-es Hestli für zwängg Rappe schide. „Rinaldo Rinaldini, der kühnste Räuberhauptmann aller Zeiten, seine Heldentaten und Liebesabenteuer“ isch ufem Umschlag g'tange. Natürlich isch es du eso cho, das dä, wo ds Velo g'kauft gha het ei-un-all Sunntig usgfahren isch, dä mit de modern g'schnittne Chleider het sich doch o müesse ge zeige u dä mit de Räuberbüehere — es si z'letschtamänd gäge di hundert Stück worde u de hets no anger Räubergschichte gä z'haufe — däm isch n-am Lase vordcho, wi-me Lüberich i-n-ere chline Vogeltrude, wo bi jeder Biwegig dr Chopf am Gitter aschlah. Ds Pure u ds Gnuetue isch em ver-leidet u we si Rinaldo Rinaldini ei Tag cho wär, er hätti alls la stah für im nachge z'laufe. Richtig het ne du si Buur numme chönne brauche u du isch du üse Held uf dr Straß g'tange. Er hets du später zum Bierfueme bracht. Das het ems du besser chönne. Aber ritcher isch er näbe de Bierfässer zueche natürlich nid worde.

Nei, eso wi die vier huslige Chnächtli isch mi Großätti nid gsi. Aber wärde het er chönne wie-n-es Rof u wi-n-eis, wo me nid müeß mit dr Geisle-n-ufzwide. Dr Schlatt het de richtig o z'wärdige gä, wenn es scho es feißes, gfreuts Heimet isch gsi, daß me am-en Abe vo-m-ene Tag im Heuet oder i dr Aertizit gwüßt het, daß eim ds Lige u ds Leue wohl tuet. U mi isch de o scho um nüni ungere.